

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Eugen Banauch  
SEITENSPRUNG NACH  
JERUSALEM  
oder  
DIE DÄMONEN  
DER SCHÖNEN LOU

*Roman*

Eugen Banauch  
SEITENSPRUNG NACH JERUSALEM  
oder DIE DÄMONEN DER SCHÖNEN LOU

*Roman*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-854-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A- 3970 WEITRA 02856/3794  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagabbildung: Eugen Banauch

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



## Kapitelverzeichnis

Der persönliche Geruch	7
Zu ebener Erde und erster Stock (I)	17
Verabredung zum Tennis	28
Wie eine Walzerkette	38
Zu ebener Erde und erster Stock (II)	51
Der Salbungsstein	63
Dominus flevit	72
Das Schweigen der Ölbäume	80
Die Last der Vergangenheit oder Willtrauts Sturz nach innen	90
Die Last der Acedia oder Dieters Sturz nach innen	101
Dieters Sturz nach außen	111
Generalpause	121
Im Labyrinth	131
14 Schach	139
Flugversuch und Landung	147
Tänze und Flüge – zu Land und zu Wasser	161
Im „Loch“	168
Die Wiederkehr der Dämonen	175
Auf- und Abstiege	182
Warten auf den Kairos	190
Mias Party	201
Beidseitiges Schachmatt	207
Die Heimkehr	218

## DER PERSÖNLICHE GERUCH

Das dreigeschossige klassizistische Palais, das dem Haupttor zum Augarten und dem sogenannten Josefstöckl genau gegenüberliegt und etwas niedriger ist als alle angrenzenden Häuser, beherbergt bis heute die Leitung einer wichtigen städtischen Einrichtung, einer offiziell als Verband bezeichneten Körperschaft des öffentlichen Rechts, der viele Jahre ein gewisser Doktor Dieter Gambarus als Direktor vorstand. Dieser vermochte dank seiner ausgezeichneten politischen Beziehungen dem Verband ein ganz neues Profil zu geben, ihn wesentlich zu erweitern und ihm so eine Bedeutung zu verleihen, die über die Grenzen der Stadt Wien weit hinausreichte. Er betrachtete ihn als sein eigentliches Lebenswerk, und so wurde es auch von anderen gesehen. An drei Nachmittagen in der Woche übte er im Palais noch eine Konsulententätigkeit aus, an den anderen Tagen war er als Mitglied in diversen Aufsichts- und Beiräten beschäftigt. Gambarus arbeitete denn auch heute, an einem strahlend schönen Freitagnachmittag im Frühherbst, in seinem dortigen Büro – sechs Jahre nach seiner Ablöse als Verbandsdirektor.

Seine Sekretärin Lou Vogler – sie hatte ihr Studium der Kunstgeschichte an der Wiener Universität mit dem Titel einer Magistra philosophiae abgeschlossen – stammte aus Mannheim. Ihr korrektes, wohlklingendes Deutsch hatte von daher einen – freilich kaum hörbaren – Kurpfälzer Akzent. Sie bot einen feinen und gebildeten Gesamteindruck. Aus ihrem herzförmigen Gesicht unter der leuchtend hellblonden Pagenfrisur lugte eine schmale, ein wenig spitze und geradeaus gerichtete Nase in eine ungewisse, wohl von einem

zarten Hoffnungsschimmer umgebene Zukunft. Ihre stets aufmerksamen, leicht schräg gestellten Augen über leicht betonten Backenknochen strahlten in reinem Blau. Er liebte den sanften Schwung ihres dezent oder gar nicht geschminkten Mundes mit der vollen Unterlippe und der etwas schmälere Oberlippe. Für manch jüngere Herren in ihrem beruflichen und privaten Umfeld hatte sie wohl einen leichten Hauch von Verlebtheit an sich, den die älteren kaum oder gar nicht wahrnahmen; für diese war sie in aller Regel eine zu praller Reife gelangte, begehrenswerte Frau, eine süß duftende Baumfrucht gleich einem Pfirsich oder einer Birne, je nach persönlicher Phantasie und aktuellem Gustus. Fast immer trug sie enge Röcke in auffallend starken Farben, doch ob nun ein solcher ihre apart gerundeten Hüften unter der schlanken Taille korallenrot, dottergelb oder, wie heute, giftgrün umspannte – ihr Chef, derzeit ungefähr doppelt so alt wie sie, hätte keines derartigen Blickfanges bedurft, da er diese Körpergegend, sobald sie sich in ansehnlicher Perspektive zeigte, insbesondere dann, wenn sie sich bückte, um etwas aufzuheben, ohnedies immer wieder – von ihr, wie er meinte, unbemerkt – in Augenschein nahm. Letzteres geschah längst nicht mehr bloß gewohnheitsmäßig, sondern geradezu zwanghaft. Für sich bewertete er diesen Zwang neuerdings als Störung, weil dieser – mochte er noch so verheißungsvoll daherkommen! – seine Konzentrationsfähigkeit erheblich beeinträchtigte.

Denn diese meinte er, der pensionierte Senatsrat, dringend nötig zu haben, seit er sich nämlich dazu entschlossen hatte, in den längeren Pausen seiner keineswegs anstrengenden Konsulententätigkeit der schönen Lou seine Lebenserinnerungen zu diktieren. Jedem Diktat gingen kurze Entspannungsübungen voraus, wobei

Gambarus abwechselnd tief ein- und ausatmete und, zu Lous Erheiterung, hinter vorgehaltenen Händen heftig grimassierte, um seine verspannten Gesichtsmuskelpartien zu lockern.

Seit einigen Wochen duzten sie einander – das war freilich von ihm ausgegangen –, zumal durch die gemeinsame Arbeit an den Memoiren ein geradezu intimes Vertrauensverhältnis zwischen ihnen entstanden war, wusste Lou doch nun von Dingen, die Dieter vor seiner Frau Willtraut verheimlichte – vor dieser insbesondere. Mochte die schlaue, in Drachenblut gebadete Politikerin mit ihrer dunklen, männlichen Stimme von der Untreue ihres Mannes auch einiges ahnen oder sogar wissen, der wahre Umfang derselben, jene Einzelheiten, die für sie wohl niederschmetternd gewesen wären, Dieters innerste Beweggründe, seine Sicht von alledem und das Ausmaß seiner Entfremdung von ihr, waren ihr zweifellos gänzlich unbekannt. Wenn anders – keine Frau der Welt hätte sich, in Kenntnis derartiger männlicher Niedertracht, dazu verstanden, auch nur den Schein ehelicher Gemeinsamkeit zu wahren. Freilich fragte sich Lou, warum Dieter sein zum Teil wenig rühmliches Privatleben überhaupt in solcher Ausführlichkeit schriftlich dargestellt wissen wollte und für wen. Es waren die Bekenntnisse eines Mannes, der mit seinem Leben abgeschlossen hatte, ein autobiographisches Testament, sehr sachlich und aufrichtig, ohne literarischen Anspruch.

Erst gegen Ende des allerletzten Diktats, an einem sonnigen und warmen Tag Ende September, sollte, zu Lous unangenehmster Überraschung, ihre Frage eindeutig beantwortet werden. Er widme diese Zeilen, so Gambarus, der großen Liebe seines Lebens – seiner Tochter Mia.

Nicht in bloß redensartlichem Sinne versetzte das Lou einen Stich. Sie meinte, ihn buchstäblich zu spüren, in der Gegend ihres Herzens. Die Vorstellung, dass ihr von seiten der Tochter des alten Mannes, in den sie schon lange heillos verliebt war, eine Art von Rivalität erwachsen könnte, trat ihr völlig unerwartet vors innere Auge. Bisher hatte Lou nur die kalte, verschlagene Willtraut mit ihrer gekünstelten Freundlichkeit – so empfand sie ihre Erzfeindin in der Tat – als hauptsächliches Hindernis auf dem Weg zu ihrer Einswerdung mit Dieter angenommen, obwohl sie wusste, dass diese Ehe seit langem tot war – jedenfalls *lief da nichts mehr*, wie die schrille und schräge Mia es Lou gegenüber an einem Dezemberabend einmal ausgedrückt hatte, in einem großen Heurigen am Heiligenstädter Pfarrplatz, wo vor einer Unzahl geladener Gäste, auch einiger prominenter Politiker, von Dieter und Willtraut ihr gemeinsamer runder Geburtstag zelebriert worden war.

Lou war damals, als hätte ihr Mia, die um einige Jahre ältere Geschlechtsgenossin mit dem Gehabe einer unerzogenen Vierzehnjährigen, mit dieser flapsigen Bemerkung, gleichsam als vertraute Freundin, eine Tür aufgetan. Dadurch, dass Mia noch anfügte, es laufe in der Ehe ihrer Eltern keineswegs deshalb nichts mehr, weil der Papa schon impotent sei – das genaue Gegenteil sei der Fall –, schien für Lou sich die Tür noch weiter zu öffnen.

Und nun das. Für Lou hatte Dieters Widmung Bekenntnischarakter. Sogar etwas wie einen inzestuösen Unterton glaubte sie herauszuhören. Mia war für ihren Vater offenbar die Angel, um die sich alles drehte und Grund genug, die familiäre Gambarus-Fassade aufrechtzuerhalten, die Angel, in welcher vor allem jene Tür hing, die sich für Lou jetzt wieder zu schließen schien.

Wahrscheinlich sei die Zeit von Mias Krankheit auch deshalb so schrecklich für ihn gewesen – so eine Äußerung Dieters in seinen Memoiren –, weil Mia – neben der Stadt Wien – zum Mittelpunkt seines Lebens geworden war und ihre Krankheit ihm den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Aber das beschrieb etwas Vergangenes und scheinbar Bewältigtes, zu einem Zeitpunkt, da die Eheleute einander schon entfremdet waren – so wenigstens hatte Lou das empfunden.

Freilich empfand sie bei dem Gedanken an Mia keinerlei Groll oder Eifersucht, bloß jenen fatalen, schmerzhaften Stich. Sie glaubte über Dieters psychisch offenbar schwer gestörte Tochter ausreichend Bescheid zu wissen, hatte dieser ja deren Krankheitsgeschichte, ihr ganzes wohlbehütetes, armseliges Leben in seinen Memoiren vor Lou ausgebreitet – angesichts all dessen war ihr Mia gegenüber keine andere Regung denkbar als Mitleid.

Genau das aber entsprach – was Lou nicht ahnte – Gambarus' Kalkül. Dieser war durchaus Praktiker und Pragmatiker, in jeder Hinsicht, ein Mensch, der, wenn möglich, zwei Fliegen mit einer Klappe erschlägt. Er hatte Lous Mitleid für Mia ganz bewusst geweckt und aufgebaut, auch, immer wieder, durch das Erzählen von Einzelheiten, die in seinen Memoiren nicht vorkamen. Er begehrte ja die schöne Lou und wollte sie zu seiner – vermutlich letzten – Geliebten machen, doch die Aufzeichnung seiner Memoiren hatte für ihn Vorrang, nicht nur was die Zeit betraf. Es war ihm überaus wichtig, reinen Tisch zu machen, vor sich selbst, vor seiner Tochter und auch Lou gegenüber, ein wahres, dringendes Bedürfnis. Der Liebhaber edler Musik, sinistre Karrierist und Taufscheinkatholik war in keiner herkömmlichen Weise gläubig, dennoch war ihm, zu seinem ungläubigen Erstaunen, vor einiger Zeit Bachs Arie

aus der Matthäuspassion „Buß und Reu, Buß und Reu / Knirscht das Sündenherz entzwei“ in der Seele erklingen, nachdem er sich am Vortag, aus rein musikalischem Bedürfnis, zu Hause einige Ausschnitte dieses Werks angehört hatte.

Von da an hatte ihn jene Alt-Arie längere Zeit buchstäblich verfolgt und eine immer wiederkehrende Flut von Erinnerungen ausgelöst. Obwohl das keineswegs nur unangenehm war, versetzten diese ihn ob ihrer Menge in große Unruhe, schienen sie ihn mit einer zuletzt als überaus lästig empfundenen Hartnäckigkeit zu einer ganz bestimmten Reaktion, zu einer geistigen Leistung aufzufordern. Nun meinte er, mit der Vollendung seiner Lebensbeschreibung und -beichte, dieser Aufforderung nach und zugleich der schönen Lou näher gekommen zu sein. Letzteres traf zu, jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, da er ihr die Widmung diktiert hatte.

Dass diese in der designierten Geliebten ein mehr oder weniger starkes Befremden auslösen oder etwas wie eine Enttäuschung verursachen könnte, hatte er sehr wohl bedacht. Darum hatte er sich vorgenommen, die Einleitung, in der die Widmung in einem der ersten Sätze erwähnt werden sollte, erst am Schluss zu diktieren. Das war nun geschehen, und er hatte Lous leichtes Zusammenzucken bemerkt. Dennoch fuhr er mit dem Diktat fort, ohne darauf einzugehen. Er wollte die Arbeit unbedingt am heutigen Tag abschließen.

Doch welche Qualen er Lou damit bereitete, wusste er nicht – er hätte es auch nicht wissen wollen. Er hatte ja seinen Plan.

Lou fühlte sich bei der Arbeit an ihrem Laptop gleichsam vor einer zugeschlagenen Tür sitzen, und es war ihr, als käme Gambarus' Stimme aus einem Dik-

tiergerät. Sie tippte und blickte nicht mehr auf, sondern starrte unentwegt auf den Bildschirm, auch wenn er eine nachdenkliche Pause machte. Während einer solchen Zäsur erinnerte sie sich an jenen glücklichen Tag vor einigen Wochen, da sie per du geworden waren.

Wenn vorhin gesagt wurde, es sei dies von Gambarus ausgegangen, so stimmt das in formaler Hinsicht, beschreibt die Sache aber nicht wirklich genau. Ihren eigentlichen Ausgang hatte diese von seinem Geruch genommen, noch genauer: von Lous Witterung desselben. Sie liebte diese erregende Mischung aus frischem männlichem Schweiß und getrockneten Steinpilzen, auch etwas von altem Leder mochte dabei sein – wenn letzteres Arom nicht von der weinroten Clubgarnitur herrührte. Eines Tages glaubte sie, die Sprache auf dieses Phänomen bringen zu müssen – in Wahrheit war es ein nicht völlig bewusster, vorsichtiger Annäherungsversuch.

„Wissen Sie, Herr Senatsrat“, begann sie.

Er unterbrach sie mit einem freundlichen Lächeln: „Bitte, lassen Sie doch künftig den blöden Titel weg. Ich hab das schon einmal gesagt, glaub ich.“

„Also gut. Ich wollte sagen, Herr Doktor –“

„Den Doktor bitte auch. Oder wollen Sie, dass ich Sie in Hinkunft mit Frau Magistra anspreche? Wissen Sie was? Sagen Sie einfach Dieter zu mir. Ich sehe in Ihnen keine bloße Sekretärin, nicht nur eine ebenbürtige Arbeitskollegin, sondern einen wahren Schatz. Und ich darf Lou zu Ihnen sagen?“

„Natürlich – ich bitte darum“, sagte sie und lächelte ihn kurz an. Dann erschien eine senkrechte Falte auf ihrer Stirn, und ihre ein wenig spitze Nase richtete sich wie eine Prüfsonde auf ihn. „Also, Dieter – jeder Mensch hat doch einen persönlichen Geruch.“

Er blickte etwas irritiert. Sie fuhr schnell fort:

„Ich mag Ihren persönlichen Geruch. Man sagt doch: Jemand kann irgendeinen bestimmten Menschen nicht riechen. Von mir kann ich sagen: Ich kann viele Menschen nicht riechen. Vielleicht habe ich ein etwas überentwickeltes Geruchsorgan. Aber Ihren persönlichen Geruch mag ich. Das wollte ich einmal sagen.“

„Ich muss ehrlich sagen“, antwortete er, „dass ich meinen Körpergeruch sehr oft nicht leiden kann.“

„Ja“, sagte sie. „So sehen Sie manchmal drein. Das bedeutet, dass Sie mit sich bisweilen gar nicht im Reinen sind.“

„Das stimmt wohl“, sagte er. „So steht’s ja auch in meinen Memoiren. Sie wissen viel von mir, Lou. Aber nicht alles.“

„Nicht einmal Sie wissen alles von sich“, erwiderte sie. „Da bin ich mir ganz sicher.“

„Glauben Sie, Lou“, fragte er darauf, „dass es einen einzigen Menschen auf der ganzen Welt gibt, der alles über sich weiß?“

„Das ist so eine Frage“, antwortete sie, „über die sich wahrscheinlich die gescheitesten Menschen streiten könnten. Ich weiß zum Beispiel von mir keineswegs alles, und eigentlich gar nichts mit absoluter Gewissheit, nur, dass ich gelegentlich Angst habe.“

„Ja, wer weiß schon irgendetwas von sich mit absoluter Gewissheit?“ Gambarus schüttelte den Kopf. „Aber sagen Sie, Lou – vor wem haben Sie denn Angst?“

„Vor den Dämonen“, sagte sie leise.

„Was?“, lachte er. „Wer soll denn das sein? Oder was meinen Sie damit?“

„Ich weiß es nicht“, sagte sie im gleichen Tonfall. „Ich weiß nur, dass es sie gibt. Sie meinen wahrscheinlich, dass ein Mensch, der ein akademisches Studium

hinter sich hat, solche Dinge nicht ernstlich glauben kann.“ – Sie lächelte. – „Aber ich kann sie spüren – gelegentlich, wie gesagt.“

„Auch jetzt?“

„Nein“, sagte sie, blickte ihn aus weit geöffneten Augen an und richtete ihren Oberkörper auf, sodass sich die weiße Bluse durchaus wirkungsvoll über ihre Brüste spannte, „nicht, wenn ich Sie rieche. Es ist so, als würden sich die Dämonen vor Ihrem Geruch fürchten. So merkwürdig das klingen mag: Ihr Geruch gibt mir ein starkes Gefühl der Geborgenheit.“

Gambarus sagte zunächst nichts. Sein Gesicht zeigte keine Reaktion. Dann erhob er sich, ging zum verglasten Wandschrank, entnahm diesem eine Flasche und zwei Sherrygläser, kehrte zurück und stellte alles auf den Schreibtisch zwischen Lou und sich. – „Sie trinken doch ein Gläschen mit mir?“, fragte er sie, und als sie genickt hatte, öffnete er die Flasche und schenkte ein, um darauf mit ihr anzustoßen. Sie erwiderte seinen Blick mit Wärme. Als beide den ersten Schluck genommen hatten, sagte er:

„Lou, auch ich liebe Ihren persönlichen Geruch, aber ich möchte ihn nicht als Geruch bezeichnen, lieber als wunderbaren Duft. Wir kennen einander eigentlich schon lange genug. Wollen wir endlich per du sein? Ich heiße Dieter – aber das wissen Sie ja.“

„Gern, Dieter“, antwortete sie mit freudigem Nicken. Natürlich stießen sie auch darauf an. Dann schrillte das Telephon und Gambarus führte ein längeres Gespräch. Zu einem Diktat kam es danach nicht mehr, und über Lous Dämonen wurde an jenem Tage auch nicht mehr gesprochen.

Freilich beruhte Lous Liebe zu Gambarus nicht allein auf dessen Geruch, sondern auch und vor allem auf



seiner Persönlichkeit, seinem Charme, seiner Freundschaftlichkeit, seiner Ehrlichkeit, wie sie insbesondere in seinen Memoiren zum Ausdruck kam, und seiner Eloquenz, nicht zuletzt aber auf seiner immer noch jugendlich und sportlich wirkenden, stattlichen Erscheinung, seinem hübschen Gesicht mit der markanten Nase, seiner angenehmen Bassstimme – in summa: auf dem Eros.

Nun aber saß sie vor einer verschlossenen Tür, tippte wieder und blickte nicht auf. Sie sah nichts und roch nichts. Die Dämonen hatten sie in ihrer Gewalt.

„Mir fällt nichts mehr ein“, sagte Gambarus. „Ich glaube, das war jetzt der Schlusssatz.“ – Er erhob sich, ging auf sie zu und blieb vor ihr stehen. Endlich wandte sie ihm den Blick zu. Er beugte sich etwas zu ihr hinab und sagte:

„Ich muss dir etwas sagen, Lou.“

Sie blickte ihn fragend und wehmütig an.

„Ich habe mich in dich verliebt, in einem solchen Maß, wie ich es noch nie erlebt habe.“

„Eben hast du Mia die große Liebe deines Lebens genannt“, sagte Lou stirnrunzelnd, aber erfreut lächelnd. „Wie geht das zusammen?“

„Das ist etwas ganz anderes“, antwortete er ernst. „Mia ist die große Liebe meines Lebens und zugleich mein Kreuz – um es altmodisch auszudrücken. Aber es ist die Liebe eines Vaters zu seiner Tochter. Du bist die große Liebe meines Alters – meine letzte.“

Auch sie erhob sich nun, sodass sie einander ganz nahe gegenüberstanden und fast berührten. Dann schrillte das Telephon.

## ZU EBENER ERDE UND ERSTER STOCK (I)

In Johann Nepomuk Nestroys Lokalposse „Zu ebener Erde und erster Stock oder Die Launen des Glücks“, das auf einer horizontal zweigeteilten Bühne gespielt wird, wohnen die Glücklichen oben, die Unglücklichen unten. Zu Ende des Stücks werden durch die „Launen des Glücks“ die Positionen getauscht. In der letzten Phase der uns vorliegenden Geschichte verhielt es sich anscheinend beinahe umgekehrt – wenn bei dieser denn überhaupt von Glücklichen gesprochen werden dürfte. Trotz etlicher possenhafter Züge nahm sie nämlich einen Verlauf, der kaum anders als tragisch bezeichnet werden kann.

Zu ebener Erde wohnte gegenwärtig das Ehepaar Gambarus, im ersten Stock ihre gemeinsame Tochter Mia. Das Wohnzimmer der Eltern lag in deren Einfamilienhaus. Durch ein Fenster des Raums, das eine ganze Wandbreite einnahm, blickte man auf den stets gepflegten Rasen des großen, von einer efeubewachsenen Mauer umgebenen Gartens mit Schwimmbecken und teilweise altem Baumbestand. Mia indessen bewohnte seit vielen Jahren eine winzige Garçonnière im ersten Stock eines mehrgeschossigen Hauses, das zur selben Wohnhausanlage in Döbling gehörte wie jene Siedlung, in welcher sich, kaum hundert Meter davon entfernt, das elterliche Domizil befand.

Sein Haus hatte Gambarus Ende der Fünfzigerjahre von einem befreundeten Architekten erbauen lassen, der sich sichtlich von der konstruktiven Logik des Mies van der Rohe hatte inspirieren lassen. Die Struktur des Bauwerks zeigte von außen zwei übereinanderliegende Quader, von welchen der obere, etwas kürzere, in der Längsrichtung so weit verschoben war, dass er, gestützt

von zwei Säulen, an der Vorderseite in die Luft ragte. Gambarus hatte seiner Mutter in der Planungsphase diese doch etwas ausgefallene architektonische Idee mit Hilfe zweier Zündholzschachteln vor Augen geführt.

Selbst für damalige Vorstellungen bot das Haus, weder von außen noch von innen, einen besonders luxuriösen Anblick, höchstens mochte es auf einen beginnenden Wohlstand deuten.

Im unteren Quader – der später, als es darum ging, für Mia und Frau Willtraut Gambarus' verwitwete Mutter Platz zu schaffen, um einen größeren Anbau mit zwei kleinen Zimmern, Bad und Kochnische sowie separatem Eingang verlängert wurde – lag der immer mit peinlicher Sorgfalt aufgeräumte Wohnraum samt Küche und Durchreiche zum Esstisch, im oberen der Schlafbereich, der vom Wohnzimmer aus durch eine Balkentreppe zu erreichen war, mit zwei nicht sonderlich geräumigen Kammern und einem Bad. Die ursprüngliche, damals moderne Einrichtung war im Lauf der Jahre zum überwiegenden Teil durch wertvollere alte Möbel ersetzt worden.

Willtrauts Mutter war kaum zwei Jahre nach ihrem Einzug in das Gambarus-Haus völlig unerwartet gestorben. Die damals dreijährige Mia hatte sie auf einem Sofa im Wohnzimmer scheinbar schlafend daliegend vorgefunden, in Wahrheit war sie tot. Willtraut, die mit großer Zuneigung an ihrer Mutter gehangen war, hatte nach diesem Schlag lange Zeit ihr inneres Gleichgewicht nicht wiederfinden können. Bei Dieter, ihrem Mann, der die Verstorbene beinahe inniger geliebt hatte als seine eigene Mutter, löste das Ereignis sogar länger anhaltende gesundheitliche Störungen aus, etwa Zittern und Todesangst.

Mia, die damals schon im Anbau ihr eigenes Zimmer hatte – vorher hatte sie eine der Kammern im Obergeschoss bewohnt –, kam daraufhin in die Obhut einer

entfernten Verwandten, die Tante Susi genannt wurde, nach deren Rückzug aus gesundheitlichen Gründen in einen nahegelegenen Kindergarten. Die Volksschule und das Gymnasium besuchte sie mit gutem Erfolg in der Döblinger Klosterschule der Schwestern vom Armen Kinde Jesu, und zwar im Halbinternat. Anders wäre Willtrauts berufliche Karriere nicht möglich gewesen. Zwei Jahre nach Mias Matura – sie hatte Jus zu studieren begonnen – kam es dann zu der schon angedeuteten Katastrophe, die das Leben und das Lebensgefühl der Familie Gambarus einschneidend veränderte.

Willtraut war heute morgen mit einem Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit erwacht. Sie bemühte sich erfolgreich, diesen Zustand vor Dieter beim gemeinsamen Frühstück zu überspielen, mit ein wenig vorgegaukelter zärtlicher Wärme, welche sie selbst, in unverstellter Weise, an diesem Morgen wohl nötiger gehabt hätte als er.

Dieter glaubte zu bemerken, dass jene von Willtraut ausgesandten körpersprachlichen Signale nicht ganz echt waren oder nicht völlig mit ihrer wahren Gemütsverfassung übereinstimmten. Er nahm sie, wie in den letzten Jahren immer, als späte – viel zu späte – Bemühung, ihm etwas von dem zu schenken, das sie ihm viele Jahre nicht hatte geben wollen oder können, etwas, das er zu wiederholten Malen bei anderen Frauen gesucht und gefunden hatte, natürlich vor allem das, was ihn seit längerer Zeit zu Lou hinzog – besonders am heutigen Tag.

Das Frühstück war schnell beendet; die beiden hatten nur ein paar Bissen zu sich genommen und Kaffee getrunken.

„Was für ein schöner Herbst“, sagte er, auf die im Sonnenlicht immer heller erglühenden gelben und roten Baumkronen des Gartens deutend. „Ich glaub, ich geh

heut' wieder einmal Tennis spielen. War schon so viele Samstagstage nicht im Club, dass mich keiner mehr kennen wird.“

„Natürlich, tu das, Dieter“, antwortete Willtraut und blickte in den Garten. „Ist sicher gut, wenn du Bewegung machst. Aber übertreib's nicht.“

Sie sah ihn an und lächelte. Doch dieses kurze Lächeln war aufgesetzt wie meistens, und etwas wie Wehmut oder gar Trauer schien ihm in ihrem Blick zu liegen. Er erhob sich schnell, um sich diesem und ihrer dunklen Stimme, die er seit langem geradezu hasste, zu entziehen, und stieg die Treppe zum Obergeschoss hinauf. Dort, in einem Fach des Einbauschranks, befanden sich alle seine Tennissachen, griffbereit. Er werde irgendwo in der Stadt essen, sagte er, als er herunterkam. Und sie werde sich aufwärmen, was vom gestrigen Abendessen noch übrig sei, antwortete sie.

Als Dieter gegangen war, blickte Willtraut wieder in den Garten. Immer wenn sie das tat, sah sie die damals zwanzigjährige Mia, die noch im Zubau des elterlichen Hauses wohnte und ihr Jusstudium aufgenommen hatte, draußen am Fenster vorbeigehen wie eine Fremde, mit einem feindseligen, verhärteten Gesichtsausdruck – Dieter hatte ihn als „verkniffen“ bezeichnet –, den Blick starr geradeaus gerichtet. Willtraut wusste nicht mehr, wie lange dieser Zustand, in dem Mia mit ihren Eltern kein einziges Wort wechselte, andauert hatte, wohl einige Monate oder länger – es war klar, dass eine schwere psychische Störung vorlag, die offenbar durch eine schwere Darmoperation ein paar Wochen davor ausgelöst worden war, aber es schien zunächst unmöglich, sie zum Aufsuchen eines Psychiaters zu bewegen. In ihrem damaligen Zimmer im Zubau herrschte auf einmal gewaltige Unordnung;

Willtraut sah heute darin bloß ein harmloses Antizipando jenes wahrhaft entsetzlichen Chaos in der Garçonnière, des „Lochs“, das Mia jetzt behauste.

Als ginge es darum, diesem Chaos gegenzusteuern, gab Willtraut sich innerlich einen Ruck, stellte das Frühstücksgeschirr und die Überreste auf das Tablett, schob es in die Durchreiche und ging durch das enge Vorzimmer in die kleine Küche, um abzuwaschen und wegzuräumen. Das nahm einige Minuten in Anspruch, worauf sie ins Wohnzimmer zurückkehrte und sich in einem Lederfauteuil der Clubgarnitur vor dem großen Fenster niederließ. Sie war noch immer in ihrem hellblauen Bademantel und verspürte keinen Anreiz, sich anzukleiden. Das Gefühl, mit dem sie aufgewacht war, lastete nun auf ihr wie eine zentnerschwere Decke. Das Zimmer lag, wie morgens immer, im Schatten.

Der Garten war nun fast zur Gänze von goldenem Herbstlicht überschwemmt, einige späte Rosen blühten vor dem Fenster in leuchtendem Rot. Aber Willtraut dachte an das „Loch“.

Als ihre Cousine Rosi noch in dieser Garçonnière wohnte, war sie hell, freundlich und sauber, hübsch und zweckmäßig eingerichtet, jederzeit aufgeräumt – ein wahres Schmuckkästchen. Nach Rosis Auszug – sie hatte geheiratet und brauchte eine größere Wohnung – kaufte Dieter die Garçonnière für seine über alles geliebte Tochter, die es in der elterlichen Wohnung nicht mehr aushalten zu können glaubte, und schenkte ihr obendrein ein Auto – in Willtrauts Augen zwei entscheidende Fehler, da Mia der mütterlichen Kontrolle, der einzig verlässlichen, die sie gehabt hatte, von da an fast gänzlich entzogen war.

Welche Erziehungsmethode für ihre heranwachsende Tochter die richtige oder angemessene sei, war seit

langem der Streitpunkt zwischen Willtraut und Dieter gewesen. Er bezeichnete diejenige Willtrauts als eine gefährliche Mischung aus Dominanz und Überfürsorglichkeit, während er, Dieter, nach ihrer Überzeugung eigentlich gar keine hatte, sondern mit all seiner Affenliebe und Nachgiebigkeit der ihren bloß gegensteuerte, sie dadurch konterkarierte und lächerlich machte. Einmal hatte er ihr, sich auf ein Gespräch mit Mias Psychiater berufend, sogar vorgeworfen, durch ihre unmögliche Art der Erziehung zu Mias Erkrankung entscheidend beigetragen zu haben. Und der am Tag danach von Willtraut zur Rede gestellte Arzt hatte doch tatsächlich die Stirn, sich zu dieser unsinnigen Hypothese zu bekennen! Welchen Schmerz er damit ihr – immerhin der Mutter! – zufügte, war ihm offenbar egal. – Ärzte! Männer! – Aber Willtraut konnte jetzt nicht länger bei diesen unerquicklichen Erinnerungen verweilen. Sie musste an das „Loch“ denken, in welches Mia gefallen war – ein Thema, das keineswegs ein erfreulicheres war, doch es drängte sich vor, es schob alle Gedanken, denen Willtraut etwa hätte nachhängen können, einfach beiseite.

Das „Loch“ war für Willtraut nicht nur Mias Behausung, es war zugleich unheimliches Abbild und Spiegel ihrer Krankheit. Jemandem, der über deren wahres Ausmaß nichts gewusst und nur ein paar Blicke in Mias Wohnung getan hätte, wäre vielleicht das neuerdings so genannte Vermüllungs- oder „Messie“-Syndrom eingefallen, ein zwanghaftes Horten zumeist wertloser Gegenstände, dem freilich immer irgendeine psychische Störung zugrundeliegt. Angeblich litten Millionen Europäer unter diesem Syndrom, aber alle Fälle, über die Willtraut gelesen hatte, erschienen ihr vergleichsweise harmlos gegenüber dem ihrer Tochter, dessen

Ursache in einer veritablen psychotischen, offenbar unheilbaren Erkrankung lag. Ob diese genetisch bedingt war, ob durch einen Mangel an Botenstoffen oder bloß durch das Trauma ihrer Operation – Mia schwebte danach tagelang zwischen Leben und Tod –, wusste niemand mit Sicherheit zu sagen.

Wieder blickte Willtraut in den Garten, und abermals war ihr, als ginge ihre Tochter an den Rosenbüschen vor dem Fenster vorbei, doch nicht die zwanzigjährige, schlanke Studentin von damals mit ihrem bei aller Verkniffenheit hübschen Gesicht, das freilich noch von dem schweren Eingriff gezeichnet war, sondern die heutige, fast fünfzigjährige, übergewichtige Mia mit ihrem humpelnden Gang. Grell geschminkt, die Augen von unmöglichen Sonnenbrillen verdeckt und mit bunten Fetzen bekleidet sah sie aus wie eine groteske Mischung aus Nabokovs Lolita und einer komischen Alten. An ihren nackten Unterarmen waren die Narben einiger Schnittwunden, die sie sich zugefügt hatte, deutlich zu erkennen. – „Weißt du, der Pauli und ich schneiden uns beim Sex“, hatte sie vor kurzem ihrem sichtlich entsetzten Onkel Alwin, Dieters Halbbruder, dem Moralisten und allseits bekannten Puppenspieler, die Herkunft dieser Narben erklärt. Das war freilich gelogen, wie so vieles. – Im Geiste ging Willtraut nun ihr hinterher durch den Garten und zum Tor hinaus, über den betonierte Weg zu dem Haus, in dem sie wohnte, und weiter die Stiegen hinauf zum „Loch“.

Dieses überhaupt zu betreten, kostete Überwindung und Geschick, denn hinter der Tür waren, neben prall gefüllten schwarzen Müllsäcken und einer von Mänteln und Jacken überquellenden Kleiderablage, zwei übelriechende Katzenklos zu übersteigen oder, wenn einem das möglich war, zu überspringen. Wenn jemand die

Klos ausmistete, war es Mias treuer Freund, der brave Pauli mit der Struwelpeterfrisur, in Willtrauts Sprache: „da Bua“. Sie versuchte sich das grauenhafte Interieur möglichst genau zu vergegenwärtigen. Sie seufzte. Vermutlich ist es leichter, ein Chaos zu erzeugen, als ein solches zu beschreiben, dachte sie. Wo sollte man da bloß anfangen?

Mias Behausung war auch tagsüber düster und bedrückend. Das schmutzige Balkonfenster war von wucherfreudigem Grünzeug fast völlig verstellt, außerdem war das Zimmer durch von der Decke herabhängende dunkle, teilweise löchrige Vorhänge – in Willtrauts Sprache: „Fetzen“ – in mehrere Bereiche, von Mia so genannte „Stüberln“, unterteilt. In diesen gab es eine Anzahl stets ungemachter Betten mit meist schmutziger Wäsche, auf denen eine Menge Plunder herumlag, vor allem eine Unmenge an Stofftieren – wozu Mia so viele Betten brauchte, war völlig rätselhaft. Auch in dem winzigen Raum neben dem Eingang, der ursprünglichen Küche, stand eines, und in dem – wenn man das so nennen wollte – Wohnbereich, in dem sie sich aufhielt, wenn sie nicht schlief (wo schlief sie eigentlich?), befand sich gar ein Doppelstockbett, das allerdings wegen der Menge der darauf gestapelten oder einfach hingeworfenen Sachen – Plastiksäcke, Schachteln, Zigarettenpackungen, Kleider, Schuhe, Bücher (hauptsächlich esoterischen oder religiösen Inhalts), Compact Discs und Musikkassetten, auch Lebensmittel (Brot, Käse, Wurst und dergleichen), Konserven und Getränkedosen – als Liegestatt unbenützt geworden war. Auch hier befand sich eine Unzahl von – teils mit Unterwäsche bekleideten – Stofftieren.

In jenem Bereich, in dem sich Willtrauts Tochter tagsüber zumeist aufhielt, stand so viel herum, dass man

sich kaum bewegen konnte: mit allerlei Krimskrams übersäte Kästchen, Tischchen, Stühle und Hocker, in der Mitte der zerschlissene und verschmutzte grüne Fauteuil, in dem die kettenrauchende und Coca-Cola trinkende Mia saß, wenn sie Besuch empfing – ein solcher musste sich, bevor er sich hinsetzen konnte, eine Sitzfläche erst freimachen –, oder, wenn sie allein und halbwegs bei Sinnen war, einer ihrer Lieblingsbeschäftigungen nachging: Gedichte schreiben, am Keyboard improvisieren, Popmusik hören oder Lesen.

Krimskrams: Das Wort bezeichnet eigentlich eine Anhäufung von wertlosem Zeug, aber Mia gab, wenn sie konnte, eine Menge Geld dafür aus – ein Symptom ihrer Krankheit. In der Tat waren einige dieser Stücke keineswegs billig: Bergkristalle, Drusen von Amethyst und andere Edelsteine waren darunter, auch goldener oder silberner Schmuck – das meiste war freilich Plunder oder Kitsch. Wenn Mia – meistens allein – einkaufen ging, geriet sie regelmäßig in eine Art von Rauschzustand. Ihr Psychiater nannte es eine Zwangshandlung, eine sogenannte Oniomanie. Wenn ihr das Geld ausging, wurde ihr in einigen Geschäften großzügig Kredit gewährt. Der brave Pauli musste dann diese Geschäfte aufsuchen, um ihre Schulden zu bezahlen. Ob es sich um glitzernden Modeschmuck, ein Stofftier, einen Engel in einem gläsernen Ei, eine Schildkröte aus Hartgummi, eine Topfblume, einen angeblich magischen Gegenstand handelte oder um esoterische Literatur – Mia kaufte und kaufte alles zusammen, was ihr gerade irgendwie ins Auge stach, hortete es und verschenkte es zu einem großen Teil, ohne zu fragen, ob dem Beschenkten ein solches Ding überhaupt gefiel, sie drängte es dem Betreffenden auf, auch wenn er es partout nicht haben wollte – auch das gehörte zu diesem „Syndrom“.

Etwas wie Geschmack oder Einfühlungsvermögen hatte sich bei ihr offenbar niemals entwickelt.

Die Wände des Zimmers, vor vielen Jahren neu ausgemalt und nun dringend renovierungsbedürftig, waren mit allerlei Sprüchen und Symbolen bunt beschmiert und bekritzelt. Am häufigsten fand sich das umgekehrte Pentagramm – ausgerechnet in der Gegend einer einen Meter hohen Herz-Jesu-Statue. Ihr katholischer Onkel Alwin hatte das „gruselig“ gefunden.

Der Fußboden war unsagbar verdreckt und klebrig. Es war eine Schande. Aber welche Putzfrau hätte sich dazu verstanden, diese verwahrloste Wohnung in Ordnung zu bringen?

Willtraut, die sich nun wieder in der Realität und „zu ebener Erde“ befand, blickte auf die Rosenbüsche, auch auf den Rasen, die efeubewachsene Mauer, das Schwimmbecken und die alten Bäume mit ihren glühenden Kronen. Dieter mochte mittlerweile auf seinem Tennisplatz angekommen sein. Nicht schlecht, wenn er etwas Sport betrieb – vielleicht wirkte das seiner notorischen Erotomanie entgegen.

Nein, Willtraut hatte sich, was Mia betraf, wirklich nichts vorzuwerfen! Sie hatte ihrer Tochter zuliebe ihre politische Karriere geopfert – ein Staatssekretariat hatte man ihr angeboten, sie hätte in der Folge Ministerin werden können – und war zum frühestmöglichen Zeitpunkt in Pension gegangen, um für die Kranke jederzeit verfügbar zu sein. Wenn sie für Mia in deren Kindheits- und Jugendjahren auch wenig Zeit aufwenden konnte – man hatte ihr doch eine solide und im besten Sinn humanistische Erziehung angedeihen lassen. Bei den Schwestern vom Armen Kinde Jesu hatte Mia die schöne Idee des Christentums kennengelernt, die zu Hause durch die des Sozialismus – beziehungsweise der

Sozialdemokratie, wie das in Österreich jetzt hieß – entscheidend erweitert und vertieft worden war. Man hatte sich redlich bemüht, sie zu einem guten und modernen Menschen zu formen. Und auf Willtrauts hartnäckiges Drängen hatte sie sogar – wenn auch, durch die Krankheit bedingt, zu einem sehr späten Zeitpunkt – ihr Studium mit dem akademischen Grad einer Magistra iuris abgeschlossen.

Mit einem entschiedenen Ruck befreite sich Willtraut von der Decke, die auf ihr lastete, und erhob sich.

## Eugen Banauch

Geboren 1938 in Wien. Mag. art., Absolvent der Universität für Musik und darstellende Kunst ebenda (Baßuba, Harmonikale Grundlagenforschung), daneben Studien der Germanistik und Musikwissenschaft an den Universitäten Salzburg und Wien. Diplom im Konzertfach 1973, Staatliche Lehrbefähigung 1979. Musikerzieher an niederösterreichischen Gymnasien 1976 bis 1998, zuletzt und die längste Zeit in Perchtoldsdorf. Gedichte, Dramen, epische Prosa, Essays.

### Veröffentlichungen:

#### Bücher:

*Die Rauchfangkehrerkirche*. Roman.

Aachen: Patrimonium-Verlag, 2016.

*Gratzen oder Die Angst vor dem eigenen Keller*. Roman.

Weitra: Bibliothek der Provinz, 2008.

*Stifter und Doderer. Harmonik in erzählender Prosa.*

(= Harmonikales Denken 2). Wien: Braumüller, 2001.

#### Aufsätze u. a.:

*Die Rauchfangkehrerkirche und die Kathedrale von Chartres*.

In: Heidemarie Seblatnig (Hg.): Profane Sakralarchitektur in Wien ab 1960 / Profane Sacred Architecture in Vienna since 1960. Wien: WUV 2006, S. 41 – 46).

*Von Doderer zu Stifter. Ein Umweg*. In: Stefan Winterstein (Hg.): Orten – Erörtern. Festschrift für Engelbert Pfeiffer zum 90. Geburtstag. Wien: Eigenverlag, 2003, S. 127 – 134.

*Das Obr als Organ des Architekten*. In: Ernst Fuchs: Architectura caelestis. Die Bilder des verschollenen Stils. Salzburg: Residenz Verlag, 1966, S.197.

*Über Le Corbusier* (ibd., S. 198).

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*